

Karl Kraus

Autor(en): **Rychner, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **22 (1919-1920)**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750170>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KARL KRAUS

Karl Kraus in die Literatur von heute einzureihen, ist so schwierig wie töricht, denn er verschmäh't mit grimmigem Vergnügen diese Ehre, der er doch schließlich — auch Satiriker haben ironische Schicksale — mit aller Widersetzlichkeit nicht entgeht. Bei keinem fällt aber der Verzicht auf die Folie von Zeitgenossen derart leicht, da er jeder Genossenschaft mit dieser Zeit absagt, aus einem fasenden Sauberkeitsgefühl in sich wegsengt, was unserer verkorzten Zeit, welche durch die Zeitung auch die Menschen nach ihrem Bilde mißschuf, irgendwie heilig oder, in ihrem Jargon: teuer ist. Wollte man ihn vergleichen, das heißt bei andern gewaltsam entdecken, was ihm eigentümlich ist, so könnte man etwa zu den Pamphletisten des Humanismus zurücksteigen und Huttens „Ich hab's gewagt“ zitieren, man könnte Parallelen ziehen, die bis in alle Unendlichkeit nichts treffen, indem man die Littérature militante der Diderot und Voltaire bis auf Léon Bloy heranzöge, oder man wiese auf die moralischen Wochenschriften, in denen die englische Satire ein pedantisches oder humorvolles Dasein fristete; schließlich hätte man auch Shaw zu erwähnen, der aus einer von ihm auf den eigenen Kopf gestellten Welt noch Paradoxe herausschlägt. Um solche notgedrungen etwas schiefe Gegenüberstellungen in der deutschen Literatur fortzusetzen, würde man bei Abraham a Santa Clara verweilen, der wie Kraus auch Wien züchtigte und ein witziger Prediger der Sitten, nicht Ideen war; oder man könnte vielleicht ebensogut mit dem Satiriker Liscow beginnen, weil Goethe es tat und an ihm von weitem bewunderte, wie jener seinen Spott „immer gegen bestimmte Personen und Gegenstände richtete, die er verachtete und verächtlich zu machen suchte, ja mit leidenschaftlichem Hass verfolgte“.

Sodann ließe sich die Erwähnung Lessings und Lichtenbergs kaum vermeiden, was sich ja wohl von jenen, die allein den seligmachenden Ring zu besitzen wähnen, belächeln lässt, trotzdem es sein Körnchen Wahrheit enthält, da im letzten Grunde Temperamente und ihre polemische Äußerung zu ihren Epochen, nicht die Epochen selber mit ihren wandelbaren geistigen Bedürfnissen und Formen in Frage kommen. Denn jede Zeit hat die Schriftsteller, die sie verdient, und den lange schon schwelenden Weltbrand hat

als ein Muspilli des zwanzigsten Jahrhunderts die *Fackel*, Kraus' Zeitschrift, schon beleuchtet, als man sich auf dem ganzen Kontinent noch der Schlamperei des Herzens ruhig anvertraute. Und deswegen müsste man bei dem großen Kritiker der Dekadenz eine literarhistorische Station machen, bei ihm, der seinem Pessimismus das Ideal eines Lebens, das nicht von dieser Welt sein kann, aufsetzte und in Sils Maria von einer Morgenröte träumen konnte, die heute durch die von Wirklichkeit beschwerte Tragödie *Die letzten Tage der Menschheit* von dem Großstädter in den Schatten gestellt wird. Die beiden stehen auf verschiedenen Punkten ihrer Epoche gegenüber — beide behaupten, vis-à-vis du rien — doch während der eine im Traum des Übermenschen ein besseres Jenseits sucht, erfasst das Wort des andern die Kreaturen, die das Schlagwort „Zivilisation“ immer im Munde führen, dabei noch nicht einmal Menschen sind, und bringt dennoch der Menschheit ganzen Jammer zur Sprache. Was die beiden Namen in Verbindung hält, soll nicht durch mühselige Hypothesen von gemeinschaftlichem Gedankengut entwickelt oder verwickelt werden, da weder Nietzsche noch Kraus, um zu bestehen, sich zu einem Parallellfall in die Literatur bequemen müssen. Der Ton ist es, was die beiden hin und wieder für die Länge eines Taktes in gleicher Art zusammengehen lässt, das Tempo der Leidenschaft, die Innigkeit des Hasses und sein Verdunsten zu Geist, die Lust der Bösartigkeit, wenn sie der Verächtlichkeit an den Hals springt, die tiefen Wonnen des Wortes, der Sprache, in deren Geistigkeit die Antithesen, die sie erkennend in die Welt tragen, aufs äußerste gespannt werden und dennoch in höherer Harmonie sich fügen, der überlegene Spieltrieb ist es, die Fechterfreude des mit Feinden Gesegneten „ridens dicere verum, severum!“ —

Kraus ist wohl der unzeitgemäßeste Bürger in Wien und in Österreich, „dieser Versuchsanstalt für den Weltuntergang“, die bei ein bißchen höher entwickeltem Ehrgefühl ihn zum Schweigen oder sich zur Anerkennung bringen müssten. Seit 1899 gibt er seine Zeitschrift *Die Fackel* heraus, unter deren rotem Licht eine Endkultur erröten müsste, wenn sie dies noch mit einer rein menschlichen Regung, ohne technische Hilfsmittel bewerkstelligen könnte. Jede Nummer ist das Meisterwerk eines Prosaisten, dem die Sprache, von der er sich nach eigenem Ausdruck beherrschen lässt, statt

sie wie jeder Kommiss zu „beherrschen“, Königreiche schenkt, auch wenn er bloß um einiger Eselinnen willen auszog. Und jede Nummer ist ein Waffengang, in dem es der Streiter mit einer Kultur aufnimmt, deren Insignien er als Merkmale des Untergangs des Abendlandes seit zwanzig Jahren schon unermüdlich vor sein Forum schleppt, um mit ihnen kurzen Prozess zu machen. Das hat ihm den als Fabrikware hergestellten und leicht erschwinglichen Vorwurf eingetragen, er sei „nur negativ“, was er, nebenbei vertraulich bemerkt, ohne darauf einzugehen damit widerlegte, dass er uns einen Künstler der Satire schenkte, vor dessen Talent höchstens eine dralle Verständnislosigkeit ihr Selbstbewusstsein zu retten und in Sicherheit zu wiegen vermag. Hätte man aber den Schlag seines Herzens erlauscht in diesem Menschen und nicht einzig das Nein seiner Lippen, hätte man einen Stoß und Schwung dieser Leidenschaft gespürt, die jedem Nebensatz den Adel der Gefährlichkeit verleiht, man hätte begriffen, dass es für Kraus nur eine Schwierigkeit gäbe hienieden, nämlich keine Satiren zu schreiben und die konziliante Verpflichtung zu ertragen, dass seine Rede Ja ja sein solle, wo sie doch Nein nein sein muss. Nur ein merkantilistisch Verseuchter könnte es zu der Fehlgeburt von Gedanken bringen, wie etwa, er suche sich viel Ehr' bei vielen ehrlosen Feinden, denn die einzelne Figur ist nicht Ziel, sondern im besten Falle Anlass zum Degenstich gegen eine Idee, die Kraus als Eiterbeule am gesunden Leben betrachtet und betrachtet haben will.

Schreibt er einen Essay oder „Versuch“, was bei ihm stets ein Gelingen ist, gegen den Lyriker Werfel, so wird seinen guten Gedichten kein Wollhärchen gekrümmt, zumal es schließlich Kraus ist, der sein Talent zuerst erkannt und bejaht hat, aber es geht gegen ein Konsortium von Dichtern, unter deren Händen voreinst heiliges Gefühl zum Trapez wird, an dem sie viele Künste machen und weiter nur vom Ziel kommen. Falls der Lyriker indessen des Busens Weite besäße, die er in rollenden Rhythmen jenen Menschen empfiehlt, denen er verwandt sein möchte, es müsste ihm aufgehen, dass der Fackel-Aufsatz, den er durch seine repräsentative Erscheinung sich zugezogen hat, das andere Extrem seines blindliebenden Brudergefühls zur Welt darstellt, nämlich hellsichtige Liebe zu einer bessern als der besten aller Welten, ein Extrem, das zu touchieren Größe und eine Weite der Herzens- und Hirnhorizonte zur Voraus-

setzung hat, die selbst einem Psalmodisten bei weitem mangeln kann.

Sträuße dieser Art haben auf Kraus das Wort entstehen lassen, seine Größe wachse mit der Nichtigkeit des Anlasses. Von einem Adverb ausgehend, kann er die junge Lyrik beim Wort und am Wickel nehmen, und zwar so, das das in flagranti ertappte Gemeuschel sich selber eingesteht. Einer begeht nämlich die Torheit, mit ästhetischem Augenzwinkern Kraus die Unmöglichkeit der Form „dorten“ vorzuwerfen. Die Replik ist niederschmetternd, indem Kraus eine ganz kleine Szene aus dem Café Arco in Prag hinwirft, die enthüllt, wie ein Spross der jungen Literatur sein geliebtes Deutsch überträgt. Der Dialog lautet so: „Bittich Brod, hast du Werfel nicht gesehn?“ „Ich war dorten, Werfel ist nicht dorten!“ „Ich hab ihn doch dorten gesehn!?“ „Schau her, — dorten kommt er!“ Wen schütteln nicht heilige Urschauer vor dem Symbol einer solchen Karikatur, die ein Anrecht auf Überhöhung und Verzerrung hat, und die ins rechte Licht gerückt sein will, da sie ihr Licht so ausgießt, dass Dunkelmänner als Gelichter erscheinen, Dichter als Wichte. Gegen den Anwurf von dieser Seite, er gebrauche fälschlich „dorten“, verteidigt er sich mit Grimm. Im Wörterbuch finden sich dafür Belege von Hans Sachs bis Wieland, Goethe und Schiller, der seine Zustimmung in dem Vers gibt, womit schwerlich das Konventikel im Arco gemeint ist: „Das Wort klingt immer gut von dorten her“.

Der Philologe gegen den Dichter! Das darf sich der Philologe herausnehmen, denn wenn er die Richtigkeit für sich hat, hat er auch das Recht auf seiner Seite; und der Wortfreund, dem die Sprache seine Welt ist, darf wohl ebenso stimmberechtigt über die Sprache ein deutliches Wort zum Weltfreund reden. Er darf es, der ein Besessener ist, dem sich das Wort zur Peitsche wandelt, wenn er zu den Schriftstellern geht, die sie von ihm verdienen. So hat er dem Herausgeber der *Zukunft*, Maximilian Harden, eine sprachliche Abhandlung gewidmet, seinen Tonfall ergründet, und als Strick die Formel für seinen Stil gedreht, es sei „ein verstopfter Stil, der sich ohne Bildungsklistier nicht mehr ausdrücken könne“, was auf das zur Technik erniedrigte System des Zettelkastens geht, womit eine einfache Sache durch die unsinnigsten Zitate aus allen wehrlosen Gebieten der vom Publizisten okkupierten und mit Be-

schlag gelegten Weltliteratur künstlich verschnörkelt und aufgeplustert wird. Der aufs Korn genommene Schreibekünstler stellt exemplarweise nicht kurz und exakt die Frage wozu? oder halbgebildeter: cui bono? sondern vertrakt und gewunden wie ein Darm heißt es: „die Frage des Lucius Cassius Longinus Ravilla klingt auf jeder Mordstätte dem Kriminalisten ins Ohr“; spricht er von Karlsruhe, so heißt es die „Fächerstraßenstadt“, die „Hardtwaldstadt“, „Friedrichs stille Residenzstadt“, aber er würde an dem Versuch ersticken, eine Katze simpel und ehrlich Katze zu nennen. Wäre Kraus ein Stück Literatur, das Vergnügen an der Kritik solcher Sprachmisshandlung ließe sich schon begreifen, und seine Parodie Hardens wäre ein munteres Spiel, über das man lachen könnte in Zeiten, die zum Weinen sind; aber er schießt nie den Pfeil nach dem Wort eines Schriftstellers, ohne dessen Herz zu treffen. Buffons Prägung, der Stil sei der Mensch, ist heute eine Platttheit, wo jeder ein Kerl ist und erfolgreich um einen Stil ringt, trotzdem er es zu keinem Gedanken bringt, aber wenn es um das Heil Tausender geht, deren Blick statt in die Zukunft auf die *Zukunft* gerichtet ist, die am Munde eines Koryphäen hängen und ihr Ethos und ihre Ästhetik von ihm befruchten lassen, muss irgendeinmal ein Gegner kommen, der seine Überlegenheit auch noch in der Fähigkeit schlagend beweist, Stilauskultationen als Mittel zu benützen, um das erlauschte Wesen für identisch mit dem Unwesen des Stils nachzuweisen. Deswegen gehört es zur Sache, wenn Kraus die sittliche Haltung im sprachlichen Ausdruck gleicherweise wiederfindet wie in den darin enthaltenen Tatsachen. Seine Religion der Sprache, die ihm für seine Jünger die Gebärde gibt: nehmet, das ist mein Wort, und ihnen damit sein Wesen schenkt, beschließt all den Fanatismus des Ethos und der Kunst in sich; seine sittliche Forderung findet, antithetisch-dialektisch zerlegt und zusammengefügt, Ausdruck in der zornmütigen Zerpflückung verlogener Sittlichkeitsbegriffe, z. B. in dem Hinweis der Abgründe, die zwischen Sittlichkeit und Kriminalität liegen; was ihm Kunst ist, geht aus seinem ganzen Werk und indirekt aus seinen Balgereien gegen Banausentum hervor. Die Wurzel des Bösen aber findet er dort, wo die Sprache zum täglichen Handlangerdienst gebraucht und geschunden wird: in der Presse.

Sein Eifern wider die Presse ist ebenso hartnäckig wie aus-

sichtslos. Man hat das Duell einen Windmühlenkampf genannt, aber damit wäre unwissentlich auf der einen Seite die Abhängigkeit vom Winde oder der Windigkeit zugegeben, während man auf der Gegenseite einen Ritter ohne Furcht und Tadel anerkennen müßte. Er setzte einst als Motto über eine *Fackel* eine Stelle, die nur zufällig nicht von ihm ist, sondern aus Kierkegaards *Kritik der Gegenwart*, die 1846 erschien: „Wehe, wehe über die Tagespresse! Käme Christus jetzt zur Welt, so nähme er, so wahr ich lebe, nicht Hohepriester aufs Korn, sondern die Journalisten!“ Demselben Wehe! leiht Kraus seine Stimme und Feder. Und dennoch — bringt die Presse begeisterte Artikel über seine Vorlesungsabende, was für die Möglichkeit ihrer Anständigkeit zeugt, so setzt er sie in die *Fackel* und hat doch seine Freude daran. Das beweist noch nicht, dass er dem Lob des Feindes gegenüber seine schwachen Momente hat, wohl aber, dass er das Hervortreten einer Persönlichkeit anerkennt, die sich von einem uniformgrauen, anonymen Hintergrund abhebt. Es geht nicht gegen die Presse schlechthin, aber gegen ihre imperiale Weltmachtstellung; sie ist ihm Symbol einer Idee, der handgreiflichste Ausdruck für eine Materialisierung und Interessierung des Geistes, für die Übertragung von Geschäftshuberei und Schwindelmeiertum auf das Geistige, das völlig an die Wand gepresst zu werden droht. Die Zeitung ist ihm das verderbliche Instrument, das eine Sucht befriedigt, informiert oder auf dem Laufenden erhält; sie ist für viele der einzige geistige Verkehr und bringt sie zur Abkehr vom Geiste. Früher, sagt Kraus, teilte sich der Tag noch in Morgen und Abend, „aber dann kam eine andere Einteilung auf, es ward Morgenblatt und es ward Abendblatt, und die Welt lag auf der Lauer der Ereignisse“.

Wo sich jedoch ein Unabhängiger, eine Persönlichkeit offenbart, deren Blick nicht von Parteifarben umflort ist, entbehrt sein Hass der Blindheit, die man ihm dorten vorwirft, wo man sich durchschaut fühlt. Er hat Kürnberger und Speidel gelten lassen, was an sich nicht bedeutend ist, aber bei seiner radikalen Haltung bedeutsam; er war mit Peter Altenberg, der zwar Dichter war, doch immerhin auch im Blätterwalde dahinwandelte, befreundet und hat sich vor seinem Talent verbeugt zu einer Zeit, wo Wien und die Welt es noch nicht über ein abwartendes Achselzucken brachten. Warum soll nicht zuweilen in einer Zeitung auch ein Kunstwerk

zwischen Kunststücken stehen? Ferner wird Theodor Wolff verschont.

Kraus' Temperament erlaubt keine Kompromisse und konzilianten Rücksichten, welche die Wucht der fanatischen Überzeugung hinderten und linderten; er muss gegen den Strom schwimmen, der sich in unserer Zeit, nach dem Bismarckwort, zu einem Ozean von Druckerschwärze und Papier ausgedehnt hat. Er nimmt die Zeit beim Wort, beim Wort der Zeitung, und findet es angefault von Lüge oder geschändet von Dummheit, das nämliche Wort, das vor Zeiten eine Hochzeit mit der höchsten Kultur eingegangen war, in das Welten von Seele und Bedeutung gesenkt wurden; das nun seines Wesens von flinken, ahnungslosen Fingern entkleidet wird, und sich die Verkrepelung zum Schlagwort gefallen lassen muss. *Untergang der Welt durch schwarze Magie*, so heißt ein Werk von Kraus, das bald erscheinen wird, worin eine Sinthflut der Druckerschwärze in apokalytischen Visionen über uns hereinbricht. Die großen Moralisten und Fremdlinge, die ihre Zeit nicht mehr verstanden, sind immer in der Fronde gegen das böse Prinzip des Journalismus gewesen. Lichtenberg vergleicht die Zeitungsschreiber mit Indianern, Schopenhauer wird gleich heiser, wenn er sich gegen die „elenden Skribler“ auslässt, „die von der Narrheit des Publikums leben“, Nietzsche hat die Zeitungslektüre als Philisterbeschäftigung verhöhnt; Flaubert und Stendhal verachteten die Blätterwelt, in der sie nicht begriffen wurden; bei Flaubert steht im *Dictionnaire des idées reçues* unter dem Stichwort Journaux: „Ne pouvoir s'en passer. — Mais tonner contre.“ Gérard de Nerval, der auch den *Faust* ins Französische übersetzte, trug sich mit dem Plan eines Dramas, das er *L'imagier de Harlem, ou la découverte de l'imprimerie* nennen wollte, wo der Teufel sich des Druckes als der zerstörendsten seiner Waffen bedient hätte. Schauer vor dem aus Gutenbergs Erfindung wachsenden Übet spürte schon das sechzehnte Jahrhundert; aber solch ein Einzeltemperament, das zwanzig Jahre unter demselben Hochdruck aushielt, das mit solcher Hartstirnigkeit den Kampf seines Glaubens zum heiligen Krieg ausdehnen möchte, weil es die heiligen Kulturgüter von Papiergewalten bedroht sieht, das gab es nirgends bis auf Kraus. Dabei hat sein Hass tausend Belege und Dokumente in Händen, die ihn materiell stützen. Er lässt z. B. die Zeitungen selber reden, indem er in der

Fackel auf eine höchst durchdachte Art Ausschnitte nebeneinanderstellt, so dass man auf einer Seite das Entsetzen des serbischen Rückzuges mit allem Elend und grausigen Verrecken lesen kann, gleich daneben aber ein schandbar behagliches autobiographisches Fragment mit „humoristischer Note“ des Sonderkorrespondenten Hirsch, wie er im Salonwagen an die Front fährt, Bardengesänge auf den Lippen und ein der liebevollsten Schilderung würdiges Backhähnchen an der Gabel. Oder er setzt links die sittliche Entrüstung, deren der Mund eines Gerichtssaalreporters überfließt, über das Unwesen der Prostitution, und rechts aus dem Inseratenteil desselben Blattes die diskreten Angebote der Abtreibungshebammen und der sadistisch erbötigen Masseusen. Ist da ein Kommentar nötig? Kraus schreibt auch gar keinen dazu. Es ist ja wahrlich nicht eine Kritik der Zeitung allein, sondern der Zeitgenossen, die so Unbeschreibliches, aber flüssig Geschriebenes als Seelenfutter hinnehmen. „O du hast verfluchte Zitate bei der Hand, und bist wahrhaftig imstande, einen Heiligen zu verführen“, muss sich jeder gestehen, der an Empfindlichkeit für sittliche Problematik nicht hinter Falstaff zurücksteht; aber er wird die Naturerscheinung der Eruption des Karl Kraus nicht begriffen haben, wenn er nun glaubt, gegen die Gazetten die nämliche Stellung wie er einnehmen zu können, und es nicht spürt, dass er selber der schlimmste Teil von ihnen ist, und dass er die Schuld trägt für die Sünden der Rotationspresse, da diese nicht existieren, es sei denn in seiner Seele.

Der negative Kraus ... Er reißt also alte Wertlosigkeiten herunter, ohne die Größe und Fülle neuer Werte zu schenken? Aber wenn man nur das Schamgefühl ermisst, das die ganze Gegenwart vor seinem Wort zuweilen befallen müsste für heimliche Krankheiten, die öffentlich zum Himmel stinken, es wäre viel. Wenn man bedenkt, dass er ein Dutzend Jünger dazu gebracht hätte, die konventionellen Lügen zu verleugnen und wenn nicht seinem so doch ihrem besseren Stern zu folgen, es wäre etwas. Und wenn einem erst vor einer *Fackel* ein Licht aufgegangen wäre, dass der technische Fortschritt und die Lebensorganisation nach Zwecken nicht mit dem Begriff von Kultur vereinbar sind, und dass wir den Geist heiliger halten sollen, da wir ihn niemals nötiger hatten; wenn Kraus in zwanzig hochgespannten Jahren die hartgesottenen Schalen einiger Gewissen aufgehämmert hätte und einige versteinerte

Phrasen in den Grund geschlagen und ein Grabkreuz darauf — es wäre ein Dasein, das Mühe und Arbeit gewesen wäre, aber köstlich. Ergibt denn die Negierung der Unzulänglichkeit nichts Positives? Bevor man es an Kraus versucht, muss man schon einmal an den eigenen Kopf greifen. Sein Wort ist tief zu beherzigen, es nachzubeten aber ist Blasphemie, da der große Neinsager keine kläglichen Neinwinsler, sondern Bejaher zeugen will, die unbelastet von allzuschweren, von ihm in Geist aufgelösten Erdenresten an ein Ziel glauben, das über die geschändete Jetztzeit in die Zukunft ragt. Nenne man es Idealismus! Das ist eine einfache Formel und tut im Grunde nicht viel zur Sache, aber da alle Welt in Kraus den exemplarischen Pessimisten sieht, darf einmal sein paradoxer Idealismus erwähnt werden. Denn Idealismus ist nicht bloss der verzückte Glaube an ein rundes Ideal, um das herum man sein Leben gruppiert, es ist auch die Energie, trotz der rasenden Überzeugung von der Verkehrtheit der Welt, gegen diese zu eifern, um einen Traum lieben zu können. Dieser Moralismus zieht die unmittelbarste polemische Form der abstrakten Systematisierung vor; er will lebendige Wirkung nicht bloß anteillose Anerkennung, sofortige Entscheidung oder sonst Züchtigung nach dem Offenbarungsworte: „Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde“. Ein Lebenlang um des Besserns willen sich dem leidenschaftlichen Hass unterzustellen und das Bewusstsein des rechten Weges nicht nur als dunklen Drang, sondern mit überheller Logik schmerzhaft zu empfinden — es ist ein Leben, das Titanenkräfte und prophetische Verzückung zur Selbstbehauptung in freigewählter Einsamkeit verlangt. —

Kraus hat, obwohl eine Welt von Feinden gegen ihn bellt, noch niemals das Geschenk erfahren, das er selber großzügig verleiht: die Erledigung. Er hat Richter, Diplomaten, Dichter und Journalisten mit seinem Wort aufs Haupt geschlagen; an das seinige hat noch keiner herangereicht. Man kann ihn ablehnen oder ignorieren, weil es bequem so ist, aber nicht widerlegen. Wäre an ihm eine einzige noch so winzige Verlogenheit, so wäre ihm längst aus ihr der Galgenstrick gedreht worden; doch bis jetzt blieb es bei lächerlichen Anwürfen, die auf den Schützen zurücksprangen. Dafür legen vier Bücher über ihn Zeugenschaft für ihn ab; eine Monographie von Robert Scheu, zwei Sonderhefte des *Brenner* und

als liebevollster treuester Gefährte seines Herrn erscheint *Leopold Liegler* mit einer eindringenden Darstellung. Mit fünfundvierzig Jahren Gegenstand etlicher sehr ernsthafter Bücher! Die Wahrhaftigkeit ist der Gegenwart tatsächlich ein forschungswürdiges problematisches Objekt. Sie möge es doppelt sein, da ein außerordentlicher Künstler, durch ihre Schönheit entzündet, die Sprache fand, in der sie zu uns spricht.

Eins und untrennbar von Kraus ist die Sprache, die nicht das Spiegelbild, sondern Leib seiner Seele ist, nicht Schlüssel zu seiner Persönlichkeit, aber seine Persönlichkeit selber. An ihm erwärmt sich eine Wendung zu neuem Leben, steht auf und wandelt, die im Gebrauch des Alltags schon den Tod in der Formel gefunden hatte. Den Tiefsinn der Sprache zu fühlen, selbst da wo sie von Flachköpfen behandelt wird, ist ihm dasselbe, wie ein Naturgesetz zu verstehen, das vor Allgemeingeläufigkeit im Wesen nicht mehr begriffen wird. Wie jedermann heute die elektrische Glühbirne andreht und gedankenlos den Knopf statt der Natur als die Ursache des Lichtes hält, so wird die Sprache als Mechanismus betrieben, obschon ihr Ursprung in bewegten Seelen statthatte, die mit ihr um die Einheit mit Gott rangen. „Umgangssprache entsteht, wenn sie mit der Sprache nur so umgeht; wenn sie sie wie das Gesetz umgehen; wie den Feind umgehen; wenn sie umgehend antwortet, ohne gefragt zu sein. Ich möchte mit ihr nicht Umgang haben; ich möchte von ihr Umgang nehmen; die mir tags wie ein Rad im Kopf umgeht; und nachts als Gespenst umgeht.“ Das ist witzig; das Wort ist als Zeuge geladen, um auszusagen, in wieviel Sphären es missbraucht wird. Wie sehr veredelt die abgeschliffenste Scheidemünze der Lokalchronik unter dem Gepräge eines geistreichen Kopfes wird, erwiese sich an diesem Beispiel: „Der Gedanke forderte die Sprache heraus. Ein Wort gab das andere.“ Gewiss, das ist Wortspiel, das aber aus einem Ernste entspringt, der es nicht zur Wortspielerei entarten lässt; die Dichterliebe zum Wort lebt darin fort, sodass es nicht zur klingenden Schelle eines kalauernden Narren wird. Das Wort ist ihm, wie Liegler formuliert, „ein Splitter Gottes, in dem die Herrlichkeit der Welt eingeschlossen lebt“. Die Sprache hat sich in der Phrase derart von ihrem natürlichen Geiste entfernt, dass es, wie das letzte Beispiel zeigt, paradox wirkt, wenn man die Phrase wieder auf Geistiges bezieht.

„Herausfordern“ wurde nicht mehr von Geistigen gebraucht, im Gegenteil, von Studenten auf dem Paukboden; dass ein Wort das andere geben kann, war bei Gedanken eine fremde Erscheinung, genau wie diese selber, da man sich herrlich daran gewöhnt hatte, diese Redensart auf einen Bierschenkenskandal zu beschränken, wo die Worte einander solange geben, bis sie nicht mehr zu einem Ohr hinein- und zum andern hinausgehen und infolgedessen schließlich eine Ohrfeige die andere geben muss. Das Wortspiel ist im Wesen satirisch, in ihm lassen sich die Grimassen der Menschheit nachschneiden, und da es Kraus nicht als Glücksspiel salopp behandelt, sondern mit passioniertem Erkenntnisdrang seine Glücksfälle sich erkämpft, erhebt er sich über die Menschenmenge, indem er sich deren Sprache bedingungslos preisgibt.

„Wenn ich so weiter fortspiel,
vor solchem kühnen Zaudern
wird es die Nachwelt schaudern.
Denn alles war im Wortspiel.“

Von dem klassischen Vorbild für Witz und Wortspiel, Shakespeare, trug die deutsche Romantik die Früchte erstmals davon, der Friedrich Schlegel die Definition davon gab: „Witz ist die Erscheinung, der äußere Blitz der Phantasie. Daher seine Göttlichkeit, und das Witzähnliche der Mystik.“ In ihm vollzieht sich das Selbstbewusstwerden der Sprache, welche dieselben Zwiespältigkeiten wie das Universum hat und sie im Witz mit romantischer Ironie eingesteht. So konnte Chamfort den einfachen Schluss ziehen, der Witz sei ein Ersatz der unmöglichen Glückseligkeit. Er ist die Sehnsucht, die beim Intellekt Rettung und Ruhe sucht und sie im Geist der Sprache findet; aber seitdem Witz nicht mehr bloß von Dichtern geschaffen wird, sondern Witze von Weinreisenden gerissen werden, verkennt man sein Wesen geflissentlich und wechselt es mit der flachen Gerissenheit der Witz-Kolporteure. Bei Kraus, dessen heiligster Glaube ist, dass am Anfang das Wort war, und dass das Wort ein Gott ist, entwächst der Witz, jeder Gedanke überhaupt der Sprache. „Ich habe manchen Gedanken, den ich nicht habe und nicht in Worte fassen könnte, aus der Sprache geschöpft.“ Sie ist ihm „die Wünschelrute, die gedankliche Quellen findet“. Die vollkommene Einheit von Gedanke und Sprache hat zur Folge, dass das verwürdige Erlebnis in Vers und Reim zur

Sprache wird; und zwar ohne mühselige Transaktion, die zwar des Schweißes der Edlen wert, aber nicht eines Dichters Ehre wäre. Über den Reim heißt es in einem Gedicht bei Kraus:

„Geboren wird er, wo sein Platz,
aus einem Satz mit einem Satz.

Er ist das Ufer, wo sie landen,
sind zwei Gedanken einverstanden.“

Müssten es immer Gedanken sein? Offenbart sich die Göttlichkeit des Sprachgeistes nicht dort am klarsten, wo er sich bis ins Irrationale erhebt? Bei Kraus, dessen überlebensgroß entwickelter Verstand Helle selbst durch Schleier zu werfen sucht, die zu lüften verwehrt ist, rast dennoch die Intuition voran, im Nacken die Logik, so dass sie gleichzeitig das gleiche Ziel der Endlosigkeit erreichen, die „endlose Lust nie fertiger Gedanken“. In Strenge angetönt hat er in seinen Gedichten, die er „Worte in Versen“ nennt, wie über den sprachlichen Begriff hinaus seine Verbindung mit dem Unbegreiflichen besteht, das sich beim Lyriker auch zwischen die Worte sphärisch ergießt.

Der Einfluss von Karl Kraus ist groß und gefährlich für die, die sich mit schielendem Gewissen ihm entziehen, vernichtend für die, welche im Innersten zum Wanken gebracht, überheblich sich gegen ihn erheben wollen, und sobald sie über ihn sprechen, schon zu irren und sich zu verwirren beginnen. Wer sich aber ihm ergibt, bedarf der Stärke, das Gemeine, das uns alle bändigt, über die Achsel hinter sich zu werfen, nicht nur über die Schulter anzublicken, und den kategorischen Imperativ einer Einsamkeit auf sich zu nehmen, dessen Lohn nicht von dieser Welt ist. Seine Bücher: *Sittlichkeit und Kriminalität*, *Die chinesische Mauer*, *Die demolierte Literatur*, *Heine und die Folgen*, *Nestroy und die Nachwelt* sind wohl die ungeberdigsten Gastgeschenke, die exemplarischen bitteren Pillen, welche die Literatur unserer Zeit annehmen und einnehmen muss, da sie ebenso außerhalb der Zeit wie der „schönen Literatur“ stehen. In einem Sinne sind es historische Schriften, da „Geschehnisse“ zu geistigen Ereignissen erhöht werden, aber von einem Historiker, der nicht bloß nach dem romantischen Witzwort, „ein nach rückwärts gewandter Prophet“ ist, sondern der die überkommenen Erbsünden laxer Lebenseinstellung und selig entschlummerten Verantwortlichkeitsgefühls als singende Flamme tilgen will, um wenigstens die Nachfahren davor zu bewahren.

So wie er die Welt sehen muss, ist sie kläglich, doch nicht beklagenswert und nicht hoffnungslos, denn es liegt an uns, das verlorene Paradies einer edleren und kulturhaften Geistigkeit neu zu erschaffen, und wenn Gebirge von Widerständen als würdige Feinde sich entgegenwerfen, so möge sie unser Glaube versetzen. Und dieser Kämpfer, an dessen Rüstung ein zürnendes und großmütiges Herz schlägt, der uns zeigte, was der Eifer kann, wenn er fest ist wie die Hölle, er und sein Werk sollen immerdar bedankt sein, von allen, die im Gewitter seiner Worte furchtlos bleiben konnten. Und wenn die Wahrheit, der er dienend sich opfert, nicht die Wahrheit Aller ist, so hat doch sein begeisterter Dienst aus ihr eine Göttin gemacht, die nicht zu ehren Frevel wäre, und sie hat sein Werk mit der Schönheit des Geistes gesegnet und ihren Hohepriester zum Herrn gemacht über Viele.

Er selber zeuge für sie und für sich:

„Was im Ursprung
jeweils das Angesicht der Wahrheit trug,
es wird die Zeit am Ende Lügen strafen.
Was hilft es ihr, dass sie mir nun entflieht,
und mich die Jüngern spielend überwinden!
Ich treff' sie noch in meinem Abschiedslied,
und Junge werden leichter zu mir finden.
In ihrem dunkeln Drang und Weltverwirren
zurück als Führer bleibt mein ganzes Irren!“

ZÜRICH

MAX RYCHNER



Denn es ist eine Torheit, zu glauben, Volk und Plebeyer seien dasselbe. Das Volk hat seine Aristokraten, ebenso wie das Bürgertum seine Plebejerseelen hat. Aristokraten sind Geschöpfe mit Instinkten, mit vielleicht reinerem Blut als die anderen Menschen, die es wissen, die das Bewusstsein dessen, was sie sind, besitzen, und den Stolz, nicht heruntersteigen. Sie sind in der Minderheit; doch selbst, wenn sie beiseite geschoben werden, merkt man, dass sie die ersten sind, und ihre bloße Gegenwart ist den Andern ein Ärgernis. Die Andern sind gezwungen, sich nach ihnen zu richten, oder wenigstens so zu tun. Jede Provinz, jedes Dorf, jede Menschengruppe ist gewissermaßen das, was ihre Aristokraten sind, und je nach ihrer Art sind hier die Ansichten äußerst streng und dort locker. Die augenblickliche anarchistische Überschwemmung der Majoritäten ändert nichts an dieser innern Herrschaft der stummen Minderheiten. Gefährvoller wird ihnen ihre Entwurzelung aus dem Heimatboden, ihr Verstreutwerden in der Ferne, in den großen Städten. Doch selbst so, in fremder Umgebung verloren und eines vom andern getrennt, setzen sich die Individuen aus guter Rasse durch und machen sich nicht gemein mit ihrer Umgebung.

Aus R. Rollands *Johann Christof*.

